

Für unsere Kinder

Nr. 13 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Dank. Von Rob. Reinid. (Gedicht.) — Kinderrache. Von Emma Dölg. — Geschichte des Javanen Saidjah. Von Multatuli. (Fortf.) — Die Störche. Von Bruno Schönlanl. — Der Widder und das Schwein, die in den Wald gingen, um für sich zu wohnen. Nordisches Märchen. — Winters Fucht. Von Hoffmann v. Fallersleben. (Gedicht.)

Dank.

Don Robert Reinisch.

Dank mit dem Mund
Hat wenig Grund.
Im Herzen Dank
Ist guter Klang.
Dank mit der Tat,
Das ist mein Rat.

○ ○ ○

Kinderrache.

Sich rächen, das ist ja wohl etwas sehr Schlechtes. In der Schule lernte ich wenigstens, daß man demütigen Herzens alles Unrecht ertragen, daß man seine Feinde lieben müsse, niemals aber hassen und ihnen Böses mit Bösem vergelten dürfe.

Bekam ich das alte Duckdichlied in der Schule oft zu hören, so wurde mir zu Hause eine andere Melodie gezeigt. Da hatte meine Mutter den Kampf mit zwei Sünden zu führen, die so vollständig von mir Besitz ergriffen hatten, daß man hätte denken sollen, in meinem dreizehnjährigen Kinderherzen sei kein Platz mehr für eine andere. Diese meine beiden Hauptuntugenden hießen: Faulheit und Gefräßigkeit. Wieviel Schelte und Schläge haben sie mir eingetragen, ohne daß ich mich besserte. Die Besserung war wohl deshalb so schwer, weil Mutter augenscheinlich etwas ganz anderes unter Faulheit und Gefräßigkeit verstand als ich. Wenn wir bis ein oder zwei Uhr nichts gearbeitet hatten und ich vor Müdigkeit die Augen nicht mehr offen halten und die Arme nicht mehr heben konnte, belehrte mich Mutter darüber, daß dies nur von meiner großen Faulheit herkäme. Und das Laster der Freßsucht zeigte sich jedesmal dann, wenn ich

den ersten Heißhunger gestillt hatte und kaum halb satt war. Meine beiden Laster hatten noch die üble Gewohnheit, sich zu verbinden und sich zu stärken, so daß sie immer größer wurden. Konnte ich mich nicht mehr munter halten, so hatte ich gewiß zuviel gegessen und war davon müde geworden, und umgekehrt stopfte ich nur deshalb noch eine Stulle in mich hinein, um noch länger faulenzgen zu können. Ich hätte also wirklich an meinen Fehlern genug haben können. Aber da kam ein Tag, an dem es mir mit einer sonderbaren Genugtuung klar wurde, daß in meinem Herzen auch noch eine andere Sünde wohnte, daß ich einen Mitmenschen haßte, und daß mir Rache süß erschien. Dieser Tag war der Sterbetag meines Vaters.

Drei Tage dauerte nun schon der entsetzliche Totekampf. Daß es zu Ende ging, wußten wir; der Arzt hatte uns keinen Augenblick darüber im Zweifel gelassen. Mit Leuten aus dem Armenhaus macht man nicht viel Umstände. Wir wußten auch, daß der Arzt recht hatte, wenn er sagte, der Tod sei für meinen Vater selbst und für uns alle ein unverhofftes Glück. Wenn ein Mensch seit langen Jahren unheilbar geisteskrank ist, so verliert auch für die nächsten Angehörigen der Tod seine Schrecken. Nur das langsame, qualvolle Sterben, das Sichsträuben des kräftigen Körpers gegen die Vernichtung war es, was uns fast zur Verzweiflung trieb. Ohne helfen zu können, ohne einen Schimmer von Hoffnung waren wir zum Zusehen verdammt. Gestern hatte der Kranke heftig phantasiert, und wir hatten ihn kaum im Bett halten können. Heute lag er teilnahmslos da, und nur von Zeit zu Zeit rann ein Zittern durch den Körper und endete mit einem langgezogenen, dumpfen Stöhnen. O, dieses Stöhnen! Es hatte nichts Menschliches, es klang wie das Todesröcheln eines verwundeten Tieres. Es kam so regelmäßig, als wäre es durch ein Uhrwerk geregelt, und bohrte sich förmlich in meinen Kopf hinein. Man wußte schon, wenn der furchtbare Ton wiederkam und wartete schon darauf.

Mutter war ins Dorf gelaufen, um den Doktor zu bitten, doch noch einmal zu uns hinaus zu kommen. Vielleicht war doch noch Hilfe möglich. Der Zustand des Kranken hatte

sich so auffällig verändert. Vielleicht wurde durch diesen Anfall sein Geistesleben wieder lechter. In solchen Stunden kommen ja allerhand törichte Hoffnungen. Und wenn schon nicht zu helfen war, so konnte der Arzt gewiß die Schmerzen lindern oder betäuben. Aber sicherlich war noch Hilfe möglich. Wie lange nur Mutter blieb! Ach, sie konnte noch gar nicht zurück sein, sie war ja kaum eine halbe Stunde fort. Gewiß kam der Arzt gleich mit, da mußte sie langsam gehen. Vielleicht mußte sie auch erst noch auf ihn warten. Wenn nur dieses röchelnde Stöhnen nicht gewesen wäre! Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten. Würde denn das gar nicht mehr aufhören? Und plötzlich stand der Wunsch ganz stark und groß vor mir: wenn Vater doch erst tot wäre. Ebenso klar mußte ich, was ich damit verlor. War doch mein Vater trotz seiner Krankheit stets mein heimlicher Bundesgenosse. Wenn mich Mutter schalt oder schlug, so zwinkerte er mir lustig zu, und ich verstand ganz genau, daß er damit sagen wollte: nimm's nur nicht so ernst, Mutter wird schon wieder gut. Vater und ich lebten überhaupt immer in heimlichen Einverständnis gegen meine tatkräftige, hitzige Mutter. Und nun sollte das alles aus sein. Ich sollte ganz allein gegen Mutter stehen. Mir bangte vor dem Gedanken daran, doch das Mitleid mit dem Leidenden siegte: Wenn Vater doch erst tot wäre!

Nun, es würde wohl nicht mehr lange dauern. Wenn nur erst der Arzt da wäre, der würde schon helfen, so oder so. Horch, das war endlich Mutterns Schritt. Sie kam allein. Der Doktor hatte sie wohl nicht gleich begleiten können, gewiß kam er nachgefahren. Aber mit der Ruhe, an die Not und Schicksalsschläge die Armen gewöhnen, sagte die Mutter: „Der Doktor meinte, es hätte doch keinen Zweck, und er habe keine Zeit für unnütze Gänge.“ Ich starrte sie ganz entsetzt an. „Aber Mutter, das ist doch nicht unnützlich. Hast du ihm denn nicht gesagt —“ „Unnützlich,“ schnitt mir Mutter das Wort ab, „er kommt nicht, weil wir ihn ja doch nicht bezahlen können.“ Ein Weilschen war ich wie betäubt, dann raffte ich mich auf. Was die Mutter sagte, war ja gar nicht möglich. Wozu wäre der Doktor denn Doktor, wenn er nicht den kranken Menschen helfen wollte? Ich hatte in allgemeinen vor den Großen wenig Respekt. Nur für wenige von ihnen hegte ich Bewunderung, und unter diesen stand der Arzt obenan. Als wir noch in der Stadt

wohnten und ich die Bräune hatte, da war der Arzt so gut gegen uns und so lieb zu mir gewesen. Und war es denn nicht das schönste, seinen Mitmenschen so sichtbar helfen zu können? Und einer, der das tat, mußte ein gutes Herz haben. Sonst hätte er doch diesen schweren Beruf gar nicht erwählt. Denn er mußte ja stets bereit sein, nachts sein warmes Bett zu verlassen, um womöglich durch Schnee und Regen zu einem fernwohnenden Kranken zu eilen. O, ich wußte, was das hieß, nicht schlafen dürfen. Mußte ich doch selbst häufig nachts arbeiten. Aber ließ sich vielleicht das Flickeln eines alten Filzschuhs oder das Nähen von Pantoffelfutter mit der herrlichen Tätigkeit eines Arztes vergleichen? Und dann tat der Doktor das alles doch freiwillig, nicht weil ihm Mutterns Hand im Nacken lag, oder weil er sonst morgen nichts zu essen gehabt hätte. War er doch reich und wohnte in einem schönen Haus. Und nun sollte der Doktor mit einem Male den Weg zu meinem sterbenden Vater scheuen, nur weil wir arm waren? Das konnte nicht sein. Mutter hatte es ihm sicher nur nicht richtig gesagt. Sie war immer gleich so heftig, vielleicht hatte sie zu schimpfen angefangen.

Jedenfalls mußte nun so schnell wie nur möglich der Arzt nochmals gerufen werden. So sprang ich die Treppe hinab und hegte über die Felder. Mir war's, als hörte ich hinter mir, mich vorwärts peitschend, immer noch das entsetzliche Stöhnen meines Vaters. Aber ich holte ja Hilfe, und nur an meiner Schnelligkeit lag es, sie rasch zu bringen. Atemlos kam ich am Hause des Doktors an. Ich lief durch den Vorgarten. Als ich die Klingel ziehen wollte, fühlte ich, daß ich noch warten und Atem schöpfen mußte, ich hätte kein Wort herausgebracht. Doch da öffnete sich auch schon die Tür, und der Arzt kam mir entgegen.

„Herr Doktor, bitte, bitte, kommen Sie doch schnell zu meinem Vater,“ brachte ich mühsam heraus, und da er nicht stehen blieb, lief ich, immer noch leuchtend, schwitzend und mit schmutzigen Füßen neben ihm den Gartenweg entlang. Mißbilligend blickte der Doktor mich an. „Wem gehörst du denn?“ Ich nannte meinen Namen, sagte, daß es mit Vater jetzt so ganz anders wäre als wie vor vier Tagen, wo der Herr Doktor zum letztenmal bei uns war, daß Vater so furchtbare Schmerzen hätte, und flehte ihn immer wieder an, nur noch ein einziges Mal zu uns zu kommen. Wir hatten jetzt das Gitter des Vorgartens erreicht, und der Arzt blieb stehen. Es war ihm wohl

peinlich, mit mir die StraÙe zu betreten. Mürriſch ſagte er: „Das iſt ja Unſinn. Ich habe Wichtigeres zu tun, deinem Vater iſt doch nicht mehr zu helfen. Ich hab's deiner Mutter auch ſchon ſeigt, und es iſt unerhört, daß ſie mir dich noch auf den Hals ſchickt.“ „Mutter weiÙ nicht, daß ich hier bin, und wenn Vater auch ſterben muß, ſo könnten Sie es ihm gewiß leichter machen, daß er ſich nicht ſo zu quälen braucht. Bitte, bitte, Herr Doktor, kommen Sie doch mit.“ Da fuhr er mich an: „Glaubt ihr eigentlich, ich hätte meine Zeit geſtohlen? Da warten noch ganz andere Patienten auf mich. Wer ſoll mir denn meine Mühe zahlen? Mach', daß du nach Hauſe kommſt.“ Faßungslos ſtand ich da. Wie mit Hammerschlägen pochte das Blut gegen meine Schläfen. Ich ſah mich um. Die ganze StraÙe kam mir ſo merkwürdig fremd vor. Vor mir glänzte das große Porzellanſchild: Dr. Pr...l, praktiſcher Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, und da, mitten auf der StraÙe, lag ein fauſtgroßer Stein. Und ſchon hatte ich, ich weiÙ nicht wie es kam, den Stein aufgeraßt und ſchlug blindwütig auf das Schild ein. Blut riefelte mir aus einer langen Schnittwunde über die Hand, aber ich ſchlug wieder und wieder auf das zertrümmerte Schild ein. Der Doktor packte mich im Genick und ſchüttelte mich wie einen jungen Hund. Sein Geſicht war noch röter als ſonſt, ſeine Augen funkelten vor Zorn, und ich hörte nur die abgeriſſenen Worte: „Niederträchtiges Ding — Polizei — exemplariſche StraÙe — Frechheit.“ Doch ſonderbar, jezt war ich ganz ruhig, und als ich wieder Boden unter meinen FüÙen fühlte, konnte ich ganz klar auf die Frage des Doktors antworten, warum ich das getan habe: „Es ſoll nicht daſtehen, daß Sie Arzt ſind. Es iſt ja nicht wahr, Sie ſind ja gar keiner, denn Sie haben kein Mitleid. Da ſoll es auch hier nicht auf dem Schild ſtehen, daß Sie ein Helfer der Menſchen ſind.“ Sprachlos ſah er mich an. Sein Mund klappte ein paarmal auf und zu, ohne daß etwas über die Lippen gekommen wäre. Dann brummte der Doktor: „Verdammte Kröte,“ wandte ſich um und ging ins Hauſ zurück. Ich lief ſchnell, aber vollkommen ruhig nach Hauſe. In der Nacht hatte ich meinem Vater die letzten Liebesdienſte zu erweiſen. Am Morgen war er tot. Wir hatten niemand, der uns helfen konnte; ſo wuſchen wir den Leichnam ſelbſt und bahrtren ihn auf unſerem großen Plättbrett zwiſchen zwei Stühlen auf, ſo gut es ging. Wohl laſtete der

Schrecken des Todes und meiner Verlaſſenheit auf mir, aber in meinem Herzen war ein neues Gefühl erwacht. Ich fürchtete nicht mehr die Not des Lebens. Ich wußte, ich konnte mich wehren, das machte mich ruhig und ſtark.

Nach meinem bitteren Erlebnis hatte ich für lange Zeit die Bewunderung für die Ärzte verloren. Erſt viel ſpäter lernte ich drauÙen im Leben einſehen, daß der harte Doktor meines Heimatdorfes eine Ausnahmearzt war, und daß die Menſchenfreundlichkeit und Hilfsbereiſchaft der Ärzte die Regel iſt. Aber wenn ich an den Sterbetag meines Vaters denke, ſo ſteigt mir noch heute eine heiÙe Welle der Empörung zum Herzen, und ich kann es nicht gelten laſſen, daß der Arme geduldig die Herzenshärte des Reichen ertragen ſoll. Sich wehren, bringt zu Ehren. Emma Döth.

o o o

Gefchichte des Javanen Saidjah.

Von Multatuli. (Fortſetzung.)

War es ein Wunder, daß er ſich zu Langerang nicht länger aufhielt, als er mußte, um den Freund ſeines Vaters zu beſuchen, der ſo ſchöne Strohhüte ſocht? War es ein Wunder, daß er den Mädchen, die ihn „wohin? woher?“ fragten, wie es der Gruß in der Gegend iſt, wenig ſagte? War es ein Wunder, daß er Serang nicht mehr ſo ſchön fand, er, der Batavia geſehen hatte? Daß er ſich nicht mehr, wie vor drei Jahren, im Gebüſch verſteckte, als er den Reſidenten fahren ſah, er, der den viel größeren Herrn geſehen hatte, der zu Wuitenzorg wohnte und der „Großvater“ iſt des Kaiſers von Solo? War es ein Wunder, daß er wenig auf die Reden derer hörte, die ein Stück Wegs mit ihm gingen und neues aus Bantan-Ridul erzählten: wie der Kaffeebau ganz ausgegeben ſei, nach ſo viel unbelohnter Mühe — wie das Diſtrikthaupt von Parang-Rudjang wegen StraÙenraubs zu vierzehn Tagen Arreſt im Hauſe ſeines Schwiegervaters verurteilt worden war — wie der neue niederländiſche Amtmann in der erſten Ratſverſammlung geſprochen hatte, und wie ſeit einiger Zeit keiner mehr wegen Klagen beſtraft worden war — wie man im Volke hoffte, daß all das geſtohlene Gut zurückgegeben oder bezahlt werden würde?

Nein, er hatte ſchönere Bilder vor dem Auge ſeiner Seele. Er ſuchte den Ketapanbaum in den Wolken, als er noch ſo fern war, um ihn bei Badur zu ſuchen. Er griff in die Luſt,



die ihn umgab, als wollte er die Gestalt umfassen, die ihn unter diesem Baume erwarten sollte. Er malte sich Abindas Antlitz, ihr Haupt, ihre Schulter: er sah den schweren Haarknoten, so glänzend schwarz, gefangen im eigenen Strick, herabhängend auf ihren Hals: er sah ihr großes Auge blitzen im dunklen Witterschein, er sah die Nasenflügel, die sie als Kind so stolz hochzog, wenn er sie — war es möglich? — ärgerte, den Mundwinkel, in dem sie ein Lächeln bewahrte; er sah ihre Brust, die ihn wohl schwellen würde unter der Jacke; er sah, wie der Sarong, den sie selbst webte, ihre Hüften eng umschloß, und dem Schenkel folgend in gebogener Linie, vom Knie in herrlicher Falte auf den kleinen Fuß niederfiel.

Nein, er hörte wenig von dem, was man ihm erzählte. Er hörte ganz andere Laute. Er hörte, wie Abinda sagen würde: „Sei willkommen, Saidjah! Ich habe an dich gedacht beim Spinnen und beim Weben, beim Stampfen des Reis in dem Bloc, der dreimal zwölf Kerbe trägt von meiner Hand. Hier bin ich unter dem Ketapan, den ersten Tag des neuen Monats. Sei willkommen, Saidjah! Ich will deine Frau sein.“

Das war die Musik, die in seinen Ohren klang, und die ihn hinderte, auf all das Neue zu hören, das man ihm auf seinem Wege berichtete.

Endlich sah er den Ketapan. Ober vielmehr er sah einen großen dunklen Fleck, der viele Sterne verdeckte vor seinem Auge. Das mußte der Busch sein bei dem Baume, wo er Abinda wiedersehen sollte, am folgenden Morgen, nach Sonnenaufgang. Er suchte im Dunkel und betastete viele Stämme. Bald fand er eine ihm bekannte Unebenheit an der Südseite eines Baumes, und er legte den Finger in einen Spalt, den Si-Panteh mit seinem Beil geschlagen hatte, um den Geist zu beschwören, der an dem Zahnweh seiner Mutter schuld hatte, kurz vor der Geburt von Pantehs Brüdern. Das war der Ketapan, den er suchte.

Ja, das war der Fleck, wo er zum erstenmal Abinda anders angesehen hatte als seine übrigen Kameraden, weil sie sich da zum erstenmal geweigert hatte, an einem Spiele teilzunehmen, das sie doch noch kurz zuvor mit allen Kindern, Knaben und Mädchen, mitgespielt hatte. Dort hatte sie ihm den Jasmin gegeben.

Er setzte sich nieder am Fuße des Baumes und sah empor zu den Sternen, und als er einen fallen sah, nahm er es als einen Gruß

zu seiner Heimkehr nach Badur. Und er dachte daran, ob Abinda jetzt wohl schlief, und ob sie wohl die Monate gut in den Reisblock eingeschnitten hatte. Es würde ihn schmerzen, wenn sie einen ausgelassen hätte, als ob es nicht genug wäre... sechsenddreißig! Und ob sie schöne Sarongs gefärbt hätte? Und auch das fragte er sich, wer wohl nun in seines Vaters Hause wohnte? Und seine Jugend stieg vor ihm auf und seine Mutter, und wie der Büffel ihn vor dem Tiger gerettet hatte, und er dachte, was wohl aus Abinda geworden wäre, wenn der Büffel nicht so treu gewesen wäre. Er achtete sorgsam auf das Sinken der Sterne im Westen, und bei jedem Sterne, der am Horizont erlosch, rechnete er aus, wieviel jetzt die Sonne wieder näher wäre an ihrem Aufgang, und wieviel näher er selbst am Wiedersehen mit Abinda. Denn gewiß würde sie kommen mit dem ersten Sonnenstrahl, ja in der Dämmerung schon würde sie da sein... ach! warum war sie nicht schon am vorigen Tage gekommen?

Es betrübte ihn, daß sie dem schönen Augenblick nicht vorausgeeilt war, der nun drei Jahre mit unbeschreiblichem Glanze seine Seele erleuchtet hatte. Und er war unbillig in seiner selbstsüchtigen Liebe; es schien ihm, als ob Abinda hätte da sein müssen, auf ihn wartend, der sich nun beklagte — vor der Zeit schon — daß er auf sie warten mußte.

Und er klagte zu unrecht, denn noch war die Sonne nicht aufgegangen... noch hatte des Tages Auge keinen Blick geworfen auf die Ebene. Wohl verblichen die Sterne da oben, und sie schämten sich, daß so bald ein Ende kam ihrer Herrschaft, wohl flogen seltsame Farben über die Gipfel der Berge, die um so dunkler erschienen, je schärfer sie sich vom lichterem Hintergrund abhoben, wohl flog hier und da etwas durch die Wolken, etwas Glühendes — Pfeile von Gold und Feuer, die hin und her geschossen wurden, am Horizont entlang; — aber sie verschwanden wieder und schienen hinter dem unbegreiflichen Vorhang niederzufallen, der den Tag von den Augen Saidjahs fernhielt.

Und jetzt wurde es lichter und lichter um ihn her... — er sah schon die Landschaft, und schon konnte er den Umriß des Kolossalpalmenhains unterscheiden, in dem Badur verborgen liegt — dort schlief Abinda.

Nein, sie schlief nicht mehr. Wie hätte sie schlafen können? Würde sie nicht, daß Saidjah ihrer warten würde? Sie hatte die ganze Nacht

nicht geschlafen; gewiß hatte die Dorfwache an ihre Thür geklopft, um zu fragen, warum die Lampe in ihrem Häuschen noch brannte, und mit anmutigem Lachen hatte sie gesagt, daß ein Gelübde sie wach hielt, den Sarong fertig zu weben, an dem sie arbeitete, und der am ersten Tage des neuen Monats fertig sein mußte. Oder sie hatte die Nacht im Dunkeln zugebracht, auf dem Reissblock sitzend, und mit eifrigem Finger zählend, ob es auch wirklich sechsunddreißig tiefe Linien waren, hintereinander eingekerbt. Und sie hatte sich mit dem Schreck ergötzt, wenn sie sich etwa verzählte oder einer fehlte, um noch einmal und noch einmal und immer wieder die herrliche Gewißheit zu genießen, daß wirklich dreimal zwölf Monate vergangen waren, seit Saibjah Abschied nahm. (Schluß folgt.)

o o o

Die Störche.

Endlich haben die warmen Strahlen der Märzsonne auch die dicken Eisdecken der masurenischen Seen geschmolzen. Erlen und Weiden sind mit gelben Blütenwürstchen bedeckt und munter verfolgen zwischen ihnen die Bäche ihren Weg und tauschen im Vorübergehen mit den bunten Frühlingsblumen Grüße.

Auch auf dem Gutshof herrscht reges Leben. Aus den armseligen Kaluppen, so heißen dort die Arbeiterhäuser, kommen die Kinder hervor und tummeln sich bereits wieder barfußig in der Frühlingssonne. Die Hühner gehen mit lebhaftem Gekacker an ihr Geschäft, Ostereier zu legen, und das Vieh wird ausgetrieben. Auf den Koppeln springen und tollern die Füllen in jugendlichem Übermut, die Schafe blöken auf den Brachfeldern und die schwarzweißgefleckten Kinder dürfen wieder die Weide beziehen. Der Hirtenknabe spielt dazu auf einer frischgeschneidnen Weidenflöte, und von der Gutschmiede her klingt das Hämmern des fleißigen Schmieds, der alle Kräfte anspannen muß, um die Maschinen für die Saat instand zu setzen. Ein ostpreussisches Rittergut gleicht einem kleinen Staate, in dem der Besitzer als unumschränkter Herrscher schaltet und waltet. Vor dem „gnädigen Herrn“ ziehen die Leute ergebenst den Hut, ja sie küssen ihm selbst in manchen Landstrichen noch demütig den Hocksaum.

Heute ist das ganze Gut in freudiger Aufregung, Große und Kleine, Knechte und Mägde,

alle strömen sie nach dem Gutsteiche, wo das langerwartete Storchenpaar mit freudigem Geklapper von seinem Nest auf dem Dach eines Schuppens Besitz ergriffen hat. Das fleißige Paar trägt bereits Stroh und Reisfer herbei, um das Nest auszusticken und wieder wohnlich einzurichten. Doch nicht jedesmal kann das Storchenpaar so ohne weiteres seine alte Wohnung in Frieden beziehen. Manchmal hat sich schon ein fremdes Storchenpaar darin eingenistet, und dieses gibt sein neues Heim nicht so leichtem Raufes auf. Jörnig klappernd und heiser zischend suchen die ihres alten Nestplatzes beraubten Störche ihre Burg wieder zu erobern. Hierbei ermutigt die Störchin ihren Mann nicht nur durch lebhaftes Geklapper, sondern greift auch selber tapfer die Eindringlinge an. Hatte das Storchenpaar bei seinem ersten Angriff keinen Erfolg, so versucht es unentmutigt immer wieder sein Heim zu erkämpfen, so daß die Räuber stets auf der Wacht sein müssen und ihres unrechtmäßigen Besitzes nicht froh werden.

Überhaupt sind die Störche kriegerische Gesellen, ein wie gemessenes und ernstes Benehmen sie auch für gewöhnlich zur Schau tragen mögen. Und nicht nur um das Nest, auch um die Weibchen werden scharfe Kämpfe ausgetragen. Da stolziert auf der grünen Wiese voll Würde ein Storchenfräulein. Ein Storchenjüngling sucht ihr eifrig den Hof zu machen. „Schönen guten Tag, Fräulein Notschnabel,“ scheint er zu klappern. Doch das Fräulein spaziert weiter. „Warmes Wetter heute!“ Immer noch antwortet sie nichts und würdigt ihn kaum eines Seitenblickes. „Die Frösche sind heuer gut geraten, haben recht fette Schenkel!“ klappert der Storchenjüngling unermüdlich weiter, und schon hat er einen unglücklichen Quaker gepackt und zu ihren roten Stelzbeinen niedergelegt. Das Storchenfräulein erkennt, daß der Jüngling ein geschickter Fröschejanger ist, und benimmt sich nun schon zutraulicher zu ihm. Doch da kommen plötzlich noch mehr Störche herbeigeflogen, und noch ein zweiter Storch buhlt jetzt um die Gunst von Fräulein Notschnabel. Ein Zweikampf zwischen den beiden Bewerbern ist unerlässlich. Nach einem erbitterten Kampfe, bei dem manche Feder geopfert wird und mancher Blutstropfen fließt, bleibt unser Storchenjüngling Sieger, und die so mannhaft eroberte Störchin folgt ihm nun gern als Weibchen nach. Ein Nest wird gebaut und behaglich eingerichtet, in das das Weibchen vier bis fünf weiße, ungeflechte und

gegen acht Zentimeter lange Eier legt. Nach ungefähr dreißig Tagen sind die Eier ausgebrütet und es schlüpfen aus ihnen die grauweißwolligen Jungen. Nun gibt es für die Storcheltern viele Arbeit. Die Jungen werden von einem der Eltern bewacht, während das andere Futter und Wasser im Rehlack oder im Schnabel herbeischleppt. Fische, Frösche und Schlangen, Eidechsen, Blindschleichen und Schnecken, kleine Vögel, Mäuse, Maulwürfe und Insekten, sie alle müssen auf der Hut sein, wenn sie nicht in dem Magen der unersättlichen Storchbrut ihr Dasein beschließen wollen. Zum großen Leidwesen der Bienenzüchter verschonen die Störche auch die Honigbienen nicht. Anfangs werden die Jungen geäht, das heißt, die Eltern stecken ihnen die Nahrung in den Schlund. Später speien die Alten die erbeuteten Tiere, die oft noch leben, auf den Rand des Nestes aus, und die Jungen lernen, diese Tiere zu töten und die Nahrung selbst aufzunehmen. Nach einiger Zeit verstehen es die Jungen auch, die erst nur zischen konnten, wie erwachsene Störche mit dem Schnabel zu klappern. Sind sie erst beschwingt, wird ihnen von den Eltern das Fliegen beigebracht: wie sie Hals und Schnabel dabei nach vorn und die Beine zum Steuern nach hinten halten müssen, wie sie die Flügel zu spannen haben. Auch werden die Jungen gelehrt, wie sie am besten die Frösche überrumpeln, kurz alles, was zu einem tüchtigen Storch gehört.

Spätsommer ist es, auf den Feldern mäht die lange Reihe der Schnitter das goldene Korn, raffen und binden fleißige Hände den Entsegen. Eifrig, aber doch gravitatisch schreiten die Störche hinterher; sie fürchten sich nicht vor den Feldarbeitern und fangen die aufgeschuchten Frösche und Mäuse. Haben die Störche so auch ihre Ernte von den Feldern geholt, so gehen sie wieder auf die Wiesen, an die Weiher, Seen und Sümpfe, an denen Ostpreußen so reich ist. Inzwischen wird es auch Zeit, sich für die große Reise nach Süden vorzubereiten. In Trupps von 80 bis 100 und mehr Stück sammeln sich die Storcheltern mit ihren Kindern, die ihre „Fliegerprüfung“ abzulegen haben. Einige besonders weise Lehrer wiegen während der Übungen bedächtig ihr Haupt hin und her und geben den jungen Störchen ihre Ermahnungen. „Klapp, klapp du Tapp, schneller anfliegen, du Nesthocker. Ja, so ist es schon besser.“ Es gewährt einen komischen Anblick, wie sich die Störche mit einigen Sprüngen vom Boden zum Fliegen

erheben. Am so prächtiger ist ihr Flug; Hals und Schnabel gerade nach vorn, die langen Beine nach hinten und die großen Flügel weit gespannt, so schwimmt der Storch ohne sichtbare Flügelbewegung in der Luft daher, oder schraubt sich in immer weiteren Kreisen in schwindelnde Höhen empor. Ist genügend geübt worden, so findet die letzte große Prüfung statt, bei der wohl auch Zensuren ausgeteilt werden. Die beste Zensur lautet: „Fähig, bis nach Kapland zu fliegen.“ Von einigen Masuren wurde mir erzählt, daß die Störche ihre zum Fernflug unfähigen Jüglinge töteten, doch habe ich dergleichen Beobachtungen nicht machen können.

Zur großen Freude der Frösche und anderer Storchleckerbissen und unter tiefem Bedauern der Masuren ziehen die Störche im September fort, um ihren Standort für den Winter nach warmen süblichen Gegenden zu verlegen. Für die weite Reise über Gebirge und Meer scheinen sich die einzelnen Trupps der Störche zu größeren Scharen zu vereinigen, und es wird von Schwärmen von zwei- bis fünftausend Stück berichtet. Doch ziehen diese gewöhnlich in solch großen Höhen ihre Bahn, daß sie nur selten beobachtet werden können. Bekannt ist, daß in Spanien, Agypten, aber auch in Innerafrika zahllose Mengen von Störchen überwintern. Ja, selbst im Süden Afrikas, in der Kapkolonie, hat man schon ostpreußische, niedersächsische und holländische Störche angetroffen. So wurden der bekannten ostpreußischen Vogelwarte Rossitten auf der kurischen Nehrung Ringe übersandt, die man an den Beinen von Störchen gefunden hatte, die von Buschmännern erlegt worden waren. Wenn man nämlich in den deutschen und holländischen Gegenden einmal einen Storch fangen kann, so legt man ihm einen Ring um die Beine, auf die man Ort und Tag des Fanges einträgt. Auf diese Weise ist schon mancher bemerkenswerte Aufschluß über die Auslandsreisen unserer Störche gewonnen worden. Welch ein ungeheurer Weg, von Ostpreußen nach Südafrika, eine Leistung, die unseren Flugkünstlern wohl kaum in ihren kühnsten Träumen vorschwebt! Am so trauriger ist es für unseren „Adebar“, der im Orient als Giftschlangentöter für heilig gilt, wenn er nach einem solch heldenhaften Flug im Magen eines Buschmannes endet.

Bruno Schönlant.

Der Widder und das Schwein, die in den Wald gingen, um für sich zu wohnen.

Nordisches Märchen.

Es war einmal ein Widder, der stand vor dem wohlgefüllten Futtertrog, denn er sollte gemästet werden; es ging ihm deshalb vorzüglich, und er wurde von all den guten Dingen rund und fett. Und immer wieder kam die Stallmagd, gab ihm noch mehr und sagte: „Friß nur, Widder, du wirst nicht lange mehr hier sein, morgen schlachten wir dich!“

„Es ist ein altes Sprichwort, daß man einen guten Rat aus Frauenmund nicht verachten soll, und vor dem Tode erhält jeder noch eine Senfersmahlzeit; aber vielleicht komme ich diesmal doch auch noch mit dem Leben davon!“ dachte der Widder.

Er fraß also tüchtig, und als er wohlgefättigt war, stieß er die Tür auf und lief davon auf den Nachbarhof; da ging er gleich nach dem Schweinestall zu einem Schwein; der Widder war in der Gegend wohlbekannt, und sie waren immer einträchtige gute Freunde gewesen.

„Guten Tag,“ sagte der Widder zu dem Schwein.

„Guten Tag,“ sagte auch das Schwein.

„Weißt du, warum es dir so gut geht, und warum man dich so sehr füttert und mästet?“ fragte der Widder.

„Nein, nein,“ grunzte das Schwein.

„Ja ja, viele Köpfe, leere Töpfe, das ist wahr. Sie wollen dich schlachten und dann verspeisen.“

„So so?“ sagte das Schwein. „Na, wohl bekomm's.“

„Wenn es dir recht ist, laufen wir davon in den Wald, bauen uns dort ein Haus und wohnen für uns. Man sitzt immer am besten auf seiner eigenen Bank,“ sagte der Widder.

Das Schwein war ganz damit einverstanden. „In guter Gesellschaft ist gut sein,“ sagte es; und dann machten sie sich miteinander auf den Weg.

Nachdem sie eine Strecke weit gegangen waren, begegneten sie einer Gans.

„Guten Tag, liebe Leute,“ sagte die Gans. „Wo wollen die Herrschaften hin, da sie es so eilig haben?“

„Guten Tag,“ antwortete der Widder. „Es ist uns daheim zu gut gegangen, deshalb wollen wir in den Wald und für uns wohnen; eigner Herd ist Goldes wert.“

„Ja, da wo ich bin, geht es mir eigentlich auch zu gut,“ sagte die Gans. „Dürfte ich am Ende mit euch gehen? Gute Gesellschaft kürzt den Weg.“

„Mit Worten und schönen Redensarten baut man weder Haus noch Hütte,“ sagte das Schwein. „Was wolltest du denn dabei tun?“

„Viele Tropfen geben auch einen Bach,“ sagte die Gans. „Ich kann Moos herauszupfen und die Ritzen in den Wänden verstopfen, damit das Haus dicht und warm wird.“

„Nun ja, dann dürfe sie mitkommen, meinte das Schwein; denn es hatte es gern gut und warm.“

Nachdem sie wieder eine Strecke gegangen waren — die Gans konnte aber nicht so schnell nachkommen —, begegneten sie einem Hasen, der aus dem Walde dahergesprungen kam.

„Guten Tag, ihr lieben Leute!“ rief der Hase. „Wohin wollt ihr denn heute noch?“

„Guten Tag, guten Tag!“ sagte der Widder. „Ach, wir haben es daheim zu gut gehabt, deshalb wollen wir in den Wald, uns dort anbauen und für uns wohnen. Ost oder West, daheim das best.“

„Nun, ich hab ein Heim in jedem Busch, in jedem Busch!“ erwiderte der Hase. „Aber im letzten Winter habe ich doch oft gesagt, wenn ich den Sommer erlebe, baue ich mir ein Haus; deshalb hätte ich beinahe Lust, mich euch anzuschließen und mir auch ein Haus zusammenzugimmern.“

„Ja, und wenn wir in Not sind, werden wir dich aufstellen, die Hunde zu verjagen,“ sagte das Schwein, „denn beim Bau des Hauses kannst du uns ja nicht helfen.“

„Die Lust zur Tat stets Arbeit hat,“ sagte der Hase. „Ich habe Zähne, um Pflöckchen zu nagen, und Pfoten, um die Wände zusammenzuschlagen, und kann also den Zimmermann vorstellen. Gutes Werkzeug schafft gute Arbeit,“ sagte der Mann, als er dem Pferde mit einem Pfiemen die Haut abzog.“

Nun ja, dann dürfe er beim Bau des Hauses helfen, das verstehe sich von selbst, erklärten die anderen.

Als sie wieder eine Strecke gegangen waren, begegneten sie einem Hahn.

„Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Leute!“ rief der Hahn. „Wohin wollt ihr denn heute?“

„Guten Tag, guten Tag,“ sagte der Widder.

„Es ist uns bisher allzugut gegangen, deshalb wollen wir uns im Walde ein Haus bauen und für uns wohnen; denn was das eigne Haus beschert, ist mehr als alles andre wert.“

„Ja, mir ist es zwar ziemlich gut gegangen,“ krächte der Hahn, „aber besser als im fremden Land, scharrt der Hahn im eignen Sand, und daheim ist er der Herr. Wenn ich mich mit so vornehmen Leuten zusammentun könnte, hätte ich auch Lust, mich in dem Walde anzubauen.“

„Ja ja, mit Schreien und Krähen kannst du dich blähen! Aber das Maul allein bringt nicht viel ein! Du kannst ja nicht beim Bauen helfen,“ meinte das Schwein.

„O, man schläft nicht sicher in der Nacht, wo weder Hund noch Haushahn wacht. Ich bin früh auf und kann euch zeitig wecken,“ entgegnete der Hahn.

„Ja, Morgenstund hat Gold im Mund, du darfst also mitkommen,“ sagte das Schwein; es war immer der längste Siebenschläfer. „Der Schlaf ist ein großer Dieb, er will einem die halbe Zeit stehlen.“

So zogen sie denn alle miteinander in den Wald und bauten das Haus. Das Schwein hieb die Balken, der Widder fuhr sie zur Stelle, der Gase war Zimmermann, er nagte Pföckchen und klopfte die Wände und das Dach zusammen, die Gans pflückte Moos und verstopfte die Ritzen in den Wänden, der Hahn krähte und paßte wohl auf, daß die anderen morgens nicht zu lange schliefen; und als das Haus fertig und das Dach mit Birkenrinde und Rasen gedeckt war, lebten sie darin einträchtiglich beieinander — es ging ihnen aus-gezeichnet. „Ja ja, es ist doch so: Ost oder West, daheim das best,“ sagte der Widder.

Aber etwas weiter drinnen im Walde war eine Wolfshöhle, in der zwei Wölfe wohnten. Als diese sahen, daß in der Nachbarschaft ein neues Haus gebaut worden war, hätten sie gerne gewußt, was für Leute sie da zu Nachbarn bekommen hätten, denn sie dachten: „Ein getreuer Nachbar ist besser, als ein Bruder im fremden Land, — besser in guter Nachbarschaft zu wohnen, als weitem bekant zu sein.“ Der eine Wolf machte sich gleich auf, ging in das Haus hinein und bat um Feuer für seine Pseife. Aber in dem Augenblick, wo er zur Tür hereinkam, stieß ihn der Widder mit seinen Hörnern, daß er den Kopf an den Herd schlug, das Schwein hieb und biß und schlug ihn, die Gans zischte und klapperte mit dem Schnabel, der Hahn flog auf die Hühnerstange, schrie und krächte, und der Gase hatte solche Angst, daß er wie toll herumsprang und aus einer Ecke in die andere flog. Schließlich gelang es dem Wolfe, zu entkommen.

„Na, Nachbarschaft bringt Freundschaft,“ sagte der Wolf, der draußen geblieben war. „Du bist wohl geradenwegs ins Paradies gekommen, da du so lange ausgeblieben bist. Aber wie ist's mit dem Feuer, du hast ja weder Rauch noch Pseife!“

„Ach, ich bekam ein nettes Futter für meine Pseife und fand eine nette Gesellschaft da,“ sagte der Wolf, welcher drinnen gewesen war. „Solche Leute sind mir noch nie vorgekommen. Aber wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, und ein ungebetener Gast ist den Wirten oft zur Last. Als ich zur Tür hereinkam, stieß der Schuhmacher mit dem Leisten nach mir, daß ich in die Schmiedeeffe flog; da saßen zwei Schmiede, die bliesen und sauchten mit dem Blasebalg und klopfen und schafften mit glühenden Zangen und Stangen und zwickten mir Fleischstücken aus dem Leibe. Der Jäger lief umher und suchte nach seiner Flinte, aber zum Glück fand er sie nicht. Und dann saß noch einer unter dem Dache, der schlug um sich und krächte: ‚Hängt ihn auf! Bringt ihn he—e—r! Bringt ihn he—e—r!‘; und wenn er mich hätte fassen können, wäre ich gewiß nicht bei lebendigem Leibe wieder herausgekommen.“

o o o

Winters Flucht.

Von Hoffmann v. Fallersleben.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
Er horcht und hört's mit Gram und Reid.
Und was er sieht, das weckt ihm Leid.
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigener Schatten macht ihm Pein.
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
„Wo ist mein silberweißes Kleid?
Mein Gut, mit Demantstaub bestreut?“
Er schämt sich wie ein Bettelmann
Und läuft, was er nur laufen kann.
Und hinterdrein scherzt jung und alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kiebitz schreit, die Biene summt,
Der Kuckuck ruft, der Käfer brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Jettin (Jundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. F. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.